

# *Mauersegler*

*von Juliane Bruhn*

Es ist Zeit gefunden zu werden. Nach 48 Stunden, 21 Tagen Tagen, fünf Monaten und zwei Jahren bei Wouter sind nur noch ein paar kümmerliche Reste unseres Zusammenlebens übrig geblieben. Es wird Zeit, dass jemand den Deckel öffnet und mich herausholt, aus Wouters Wohnung, die nach und nach für mich zu einer Art Schuhkarton geworden ist, in den nur wenig Licht fällt und in dem mittlerweile die Luft knapp wird. Seit es in diesem Jahr Mai geworden ist, drängen sich von draußen Beklemmungen und Ungenauigkeiten in sämtliche Räume, selbst bis ganz nach hinten ins fensterlose, grün gekachelte 60er Jahre Bad, in dem nur Wouters Rasiersachen und meine Zahnbürste auf der Ablage liegen. Anstelle der Rufe der Mauersegler, die in den kalten, ausgewaschenen Morgenstunden immer ein wenig hallen im Hof, kriechen andere Stimmen und unvertraute Gerüche mit der Zugluft unter dem Türspalt hervor. Entlang der Fensterrahmen kann man sie kalt an den Fingerspitzen fühlen. Oft hustet einer der Nachbarn, draußen im Treppenhaus, wenn er zur Arbeit geht und bleibt dabei ungewöhnlich lange stehen, was man daran hört, dass die Stufen aufhören zu knarren. Mich macht das unruhig.

Unten vor der Haustür ist der Mai noch blass, zu farblos, um die Fassaden der Häuser hinaufzukommen, die Menschen laufen durcheinander, als wüssten sie nicht, wohin sie gehen sollen, weil alles am Anfang steht. Sie verheddern sich, in einem Geflecht aus graublau-unsicheren Blicken, neue Menschen, denen diese Tage nicht ganz geheuer sind. Und während sich auf dem Pflaster vor den Cafés, in denen wieder nur Mädchen mit geflochtenen Zöpfen und Röcken im Millefleurs-Muster sitzen, glänzende Pfützen aus Sonnenlicht bilden, erledige ich meine Besorgungen schneller als sonst, um wieder

nachhause zu kommen. „Das ist doch nichts, Mi“, sagt Wouter, wenn er mir ins verkniffene, winterblasse Gesicht sieht, in dem die Nase noch immer so rot ist wie im Februar. „Es wird eben Sommer.“

Mi sagt er, weil seine Frau genau wie ich Marie hieß. Sie ist vor zwei Jahren und acht Monaten ganz plötzlich gestorben, an einem Schlaganfall. Im ersten Jahr sind Wouter und ich ein paarmal gemeinsam rausgefahren, um ihr Grab zu pflegen, das auf einem winzigen Friedhof im Wald liegt, aber ich konnte sehen, dass es ihm unangenehm war mich dabei zu haben. Mit einer Hand hat er sich durch die grauen, mit Pomade nach hinten gekämmten Haare gestrichen und gleich darauf beide Jackentaschen beklopft auf der Suche nach etwas, das diesen Moment schneller vorübergehen ließe. Vielleicht fühlte ich mich schuldig, jedenfalls bat ich Wouter ab da nicht mehr mich mitzunehmen, sondern fuhr hin und wieder heimlich hin.

Nach Maries Tod kam Wouter nicht gut zurecht, er alterte schnell, also hat er eine Anzeige in die Lokalzeitung gesetzt: „Haushaltshilfe gesucht. Gegen freie Kost und Logis.“ Mich hat er damit genau im richtigen Moment aus dem Wasser gezogen, aus meinen Unianfängen und Nervositäten, mit denen ich mich vollgesogen hatte und die auch nach mehren Monaten nicht Alltag werden wollten, sodass ich sie jeden Morgen aufs Neue umständlich mit in die Straßenbahn hievte. Ich wurde auch nicht warm mit den Mädchen in meiner WG, mit ihren Rotweinabenden und Männergeschichten. Nastja, die alle paar Wochen jemand Neuen mitbrachte in der Überzeugung sie habe die große Liebe nun endgültig gefunden, nur um bald darauf festzustellen, dass sie sich getäuscht hatte. Die Schuld für diese Misserfolge schrieb sie nie sich selbst zu, sondern den Männern, die ihr notwendige Versprechen gaben und diese dann nicht einhielten. Sie dürfe sich eben niemanden mit bloßen Ambitionen suchen, meinten Sanne und Lisa, ambitioniert sein heiße, man wolle gern viel und

könne nur wenig. Nastja müsse sich an jemanden halten, dessen Ziele bis auf einen kleinen Rest schon erreicht seien, denn nur dann wären die Männer ehrlich mit ihr. Ich hielt das für Schwachsinn, nur einen Rest glücklich mit jemandem sein, wie sollte das gehen?

Einmal haben sie mich mitgenommen, oder ich bin mitgefahren, ich weiß nicht mehr genau. Aber ich erinnere mich an Kjell, Nastjas dritten oder vierten oder fünften Freund während der Zeit, die ich dort wohnte. Kjell. Heute heißen kleine Jungen so, kleine blonde Jungen mit langzeitstillenden Müttern, die nichts von Kinderwagen, aber umso mehr von Tragetüchern halten. Nastjas Kjell hatte einen schwarzen Stoppelbart und eine Frisur, die keine mehr war. In seinen schwitzigen ausgewaschenen T-Shirts und dem immer gleichen Paar schwarzer Jeans wirkte er als einziger von uns wirklich greifbar, als wüsste er, wohin man gehen, was man tun muss, während wir davon keinen Schimmer hatten, aber auf das Beste hofften. Wir fuhren mit seinem Kleinwagen, Kjell auf dem Fahrersitz, Nastja daneben. Die ganze Zeit nestelte sie an ihm umher, bis er es satt hatte und unwillig brummte, woraufhin sie beleidigt das Radio aufdrehte, aus dem in voller Lautstärke der „Helplessness Blues“ von den Fleet Foxes hervordröhnte. *And now after some thinkin' I'd say I'd rather be a functioning cog in some great machinery serving something beyond me. But I don't I don't know what that will be. I'll get back to you someday, Soon you will see.*

Die Musik schien das kleine Auto schier zu sprengen, für einen Moment hielt ich das für möglich, weil die Boxen dröhnten und vibrierten, aber dann vermischten sich die Klänge mit dem Licht der vorbeiflirrenden Straßenlaternen und das machte mich so unsagbar müde, dass ich einschlief im Wissen, dass es immer nur weitergehen würde, dass wir nicht ankommen könnten. Ich weiß nicht, wohin wir gefahren sind an diesem Abend, vermutlich zu irgendwelchen

Freunden oder Freundesfreunden oder einfach nur einmal zur Tanke und zurück, aber hinterher stand meine Entscheidung auszuziehen fest. Wir haben uns einfach nicht getroffen, Nastja, Sanne, Lisa und ich, zwischen unseren vier Wänden, auf dem Weg nach draußen, und ich kann nicht behaupten, ich hätte mich ausreichend bemüht. Manchmal findet man auch dann nicht zueinander, wenn man sich so fest zusammenpresst, das kein Blatt mehr dazwischen passt und dann hat es keinen Zweck.

In den ersten Wochen bei Wouter musste ich erst einmal zu Atmen kommen, mich zurechtfinden in einem neuen, langsameren Rhythmus. Seine Gegenwart half mir, sein schwerfälliger Gang in altmodischen, karierten Pantoffeln, das behäbige Schlurfen auf den Holzdielen flößte mir Vertrauen ein. Nichts bei Wouter ging so schnell vorüber, dass ich nicht mitgekommen wäre, auch weil es bei ihm nurmehr wenige Anfänge gab, nichts, wofür ein beschleunigter Herzschlag notwendig gewesen wäre. Er sagte wenig, ich noch weniger und es war in Ordnung so.

Zu dieser Zeit, kurz nach meinem Einzug saßen wir zum Essen noch ganz normal am Holztisch in der Küche, ich auf dem Platz vor dem Fenster, dem Platz von Wouters Frau, er gegenüber. „Damit mir die Sonne nicht so ins Gesicht scheint“, erklärte er mir damals, „Und die Kastanie im Hof. Die will ich nicht jeden Tag sehen müssen.“ Mit dem Schweigen hatte keiner von uns ein Problem, es hing über aber niemals zwischen uns. Wie eine Art schützender Baldachin, der alles etwas weicher erscheinen lässt. Mit der Zeit lernte ich die Maserung der Tischplatte auswendig, fuhr sie beim Essen mit dem Finger nach, befühlte die Stellen, an denen ein Küchenmesser Kerben hinterlassen hatte und wenn ich damit fertig war, blickte ich kurz zu Wouter auf, um zu sehen, ob er aufgegessen hatte und ich abräumen konnte. Irgendwann bekam er jedoch Schmerzen im Rücken und den Gelenken, er fing an jeden Tag ein winziges

bisschen mehr in sich zusammenzusinken, bis er so krumm am Tisch hockte, dass er wirkte wie ein verhutzeltes Männlein aus einer Kindergeschichte und ich vorschlug die Mahlzeiten ins Schlafzimmer zu verlegen. Und wenn er auch nicht gerade zum großen Erzähler geworden ist, spricht Wouter seitdem doch eine Handvoll Wörter mehr am Tag. Vielleicht, weil es ihm noch immer unangenehm ist, dass er im Schlafanzug vor mir sitzt, nicht ordentlich gekleidet in Hemd und Pullover wie früher, vielleicht aber auch wegen etwas ganz anderem. Mir ist es gleich. Wenn er Worte für mich hat, nehme ich sie gerne, wenn er keine hat, schweigt er eben. Schweigen ist etwas Gutes, wenn es nichts darüber hinaus enthält, keine versteckten Signale, keine kryptischen Hinweise, wie ich sie von zuhause kenne.

Wouter schweigt mit einer Wärme, die mir fremd ist, seine fehlenden Worte stehen vollkommen im Gegensatz zum Schweigen meiner Eltern, das mir als Kind eher wie ein Platzmachen für Vorwürfe und Fremdheit vorkam. Kein Fragen nach der Schule oder den Freunden, nur das Nötigste. Wenn sie mit mir sprachen, gaben sie Auskunft, so wie ein Fahrplan es tut, gesichtslos, effizient. Von sich erzählten sie nichts und nach einer Weile nahm ich an, es müsse wohl genügen einfach Eltern zu haben, auch wenn ich mich fragte ob es das wirklich geben kann. Dass einen die eigenen Eltern nichts angehen. Dass sie einem sind wie Fremde, mit denen man aus einem verrückten Zufall heraus Frühstück und Mittagessen und Abendbrot isst. Mir fällt auch bei längerem Nachdenken kaum mehr zu ihnen ein, als dass sie da waren, morgens zur Arbeit gingen und abends pünktlich um 19 Uhr mit mir am Esstisch saßen. Im Sommer an der Ostsee rieb mich meine Mutter zügig und mit ruppigen Bewegungen mit Sonnenmilch ein und schickte mich dann allein schwimmen. Ihr war wichtig, was andere von ihr dachten, was ich von ihr dachte weniger. Wenn ich nachmittags aus der Schule kam, ließ ich oft aus einer Laune heraus den Schlüssel von innen im Schloss

stecken, ging nicht in mein Zimmer, sondern blieb im Flur hocken und horchte ein paar Stunden später angespannt auf das wütende Klopfen und Klingeln meines Vaters, wenn er versuchte von außen aufzuschließen. Etwas Wut war immerhin ein gutes Stück besser als gar nichts.

Aber an den Garten erinnere ich mich. An das Gartenhaus mit der schmalen Terrasse davor, auf der wir, an kühlen Abenden dicht am Heizstrahler, nebeneinander solange auf den harten Plastikstühlen ausharrten, bis die Sonne hinter dem Wald verschwunden war. Erst in der Juniwärme verblasste unsere Beziehungslosigkeit; wenn der Sommer kam hatte ich einen Platz bei ihnen, nicht sehr nah, aber ich gehörte doch unübersehbar dazu. Drei Köpfe mit demselben dunkelbraunen Haar, dahinter der weißgetünchte Bungalow und dann der Wald, dunkelgrün von der Dämmerung. Nur der nächste Regen, ein Temperatursturz von mehr als zehn Grad Celsius konnte unsere Verbindung lösen. Dann ging ich spazieren, quer durch die Kleingartenanlage, und besah mir die großen Tropfen in den Obstbäumen, das pitschnasse Gras. Alle Wege, die ich finden konnte, ging ich ab, auch die sehr schmalen, selbst wenn die Erde aufgeweicht war und der Matsch über die Sohlen meiner Sandalen hinweg zwischen meinen Zehen hervorquoll.

Am Anfang sah alles im Garten aus wie mit Wasserfarben gemalt, dicker englischer Rasen, Rhododendren darauf, Rhabarber und Johannisbeeren. Es gab sogar zwei Eidechsen, die jedes Jahr an derselben Stelle im Zierbeet in der Sonne lagen. Irgendwann, aber, wollte der Rasen nicht mehr richtig wachsen, rund um den Sauerkirschbaum bildeten sich erst Ameisennester und dann kahle Stellen, wo die Sonne das Gras verbrannt hatte. Ich erinnere mich an den Tag, an dem mein Vater mit einem Spaten einen Maulwurf erschlug, der den Fehler gemacht hatte an die Oberfläche zu kommen, nachdem er unschöne Hügel rund um das Zierbeet gegraben hatte. Danach kamen Wühlmäuse und mein Vater

gab auf. Er verkaufte den Garten im dritten Jahr und die Wortlosigkeit wurde wieder allgegenwärtig.

Weder er noch meine Mutter sagte etwas, als ich nach dem Abitur vorschlug auszuziehen, für sie war es das Ende einer Phase der missliebigen Zweckgemeinschaft. Nur später noch die Überweisungen des Studienbeitrags. Ohne Verwendungszweck auf dem Kontoauszug. Manchmal, Ende Oktober, wenn es dunkler und kälter wurde, überkam mich eine seltsame Sentimentalität und ich schrieb ihnen eine kurze Nachricht auf den Rand meiner Vorlesungsnotizen. „Mir geht es gut. Gruß, M.“. Dann faltete ich das Blatt sorgfältig, steckte es in ein Kuvert und sandte es ihnen per Post. Nur ein einziges Mal kam ein Brief zurück mit schief aufgeklebter Marke. „Du weißt, dass wir mit deinen Unisachen nichts anfangen können. Mama und Papa“ Vermutlich hatten sie meine Nachricht zwischen all den Kritzeleien zu Habermas oder Luhmann gar nicht gefunden.

Wir sind einander also Ersatz, Wouter und ich, aber ich finde diesen Umstand weit weniger traurig, als ich am Anfang vermutet hätte. Zu Beginn habe ich mir im Kopf noch die Option offengehalten wieder auszuziehen, zurückzutreten von einer Verbindlichkeit, die ich für ein Vielleicht nahm und Wouter vermutlich für ein Versprechen. Es ist anders geworden.

Wir sitzen auf Wouters Bettkante und frühstücken. Brötchen mit Marmelade und Milchkaffee für Wouter, Fencheltee und eine Banane für mich. In letzter Zeit fühlt sich mein Magen ungut an, völlig grundlos, selbst von der Banane wird mir jetzt ein wenig übel. „Iss.“ sagt Wouter zwischen zwei Schlucken Kaffee und klaubt ein paar Krümel von der Bettdecke. Es ist keine Aufforderung, nur ein paar Worte, um die Morgenstunden nicht gänzlich leer zu lassen, bevor es Mittag wird. Ich habe gemerkt, dass es ihm mittlerweile schwerer fällt zu schweigen, man sieht es ihm an, wie er die Brauen

zusammenzieht auf der Suche nach weiteren Sätzen, die sich in die Lücken schieben lassen. Sätze, die er übrig hat.

Langsamer als sonst räume ich unsere Teller zusammen, entwinde Wouter, der jetzt gedankenverloren aus dem Fenster sieht, die Kaffeetasse und stehe von der Bettkante auf. Er sieht müde aus, heute, ein bisschen grau sogar. Mit dem Geschirr in der Hand trete ich ans Fenster, bleibe ein wenig links davon stehen um Wouter den Blick nicht zu versperren und sehe hinaus. Bis auf die Kastanie und ein einzelnen Sperling auf einem ihrer Äste kann ich nichts Besonderes entdecken. „Du musst vielleicht ein bisschen schlafen,“ sage ich und weil ich mich nicht umdrehe, sieht es aus, als würde ich mit dem Vogel im Baum sprechen. Der Sperling zuckt mit dem Köpfchen, seine kleinen schwarzen Augen zeigen Unverständnis. Ich kann Wouters Blick im Rücken fühlen, mitten zwischen den Schulterblättern trifft er auf. Einen kurzen Augenblick sagt niemand etwas und zum ersten Mal drückt die Lautlosigkeit wie Wasser in meinen Ohren. „Ich weiß,“ antwortet er mir dann und ich kann deutlich hören, was er meint, nur fällt mir nichts Passendes ein, das ich erwidern könnte. „Schlaf gut“, sage ich deshalb und, „bis nachher.“ „Lass aber die Tür auf, Mi.“ fügt er hinzu, es klingt beinahe flehend, also nicke ich, lege im Hinausgehen meine freie Hand wie zur Bekräftigung meines Versprechens kurz an den Türrahmen und nicke „In Ordnung.“ Dann wende ich mich zum Gehen.

Die ganzen fremden Gerüche in der Wohnung führen dazu, dass ich versuche ihnen zuvorzukommen, der Zugluft, mit der sie mich umspülen, den Hahn abzdrehen. Mit Handtüchern verstopfe ich die Ritzen. Dünne Geschirrtücher für die Fenster, Frottee für die Türen. „Was machst du denn da immer?“ hat Wouter gerufen, als er mich im Flur rumoren hörte und als ich es ihm erklärte, verbot er es mir, aus Angst im Schlaf zu ersticken. Manchmal stehe ich mitten in der Nacht auf, gehe über den Flur und drücke im

Vorbegehen vorsichtig die Tür zu Wouters Schlafzimmer ins Schloss. „Sie hängt schief, deshalb fällt sie zu.“ lüge ich, wenn Wouter sich darüber wundert. Vermutlich ist es also meine Schuld, dass er sich vor dem Erstickten fürchtet. Manchmal plagt mich das schlechte Gewissen, dann kaufe ich Wouter ein neues Buch, um es ihm vorzulesen. Gemeinsame Abende, er im Bett und ich auf der Kante mit dem Buch in der Hand. Manchmal sieht er mich an, nach ein paar Stunden, die Augen müde überglänzt, er sieht mich an, so wie ein Kind seine Großmutter ansieht und wir tauschen ganz kurz, nur einen Augenblick lang, die Rollen.

Leise, um Wouter nicht zu wecken, obwohl er bestimmt noch nicht einmal eingeschlafen ist, gehe in die Küche, um die Teller und Tassen zu spülen. Unter dem Spülbecken versteckt Wouter seine Zigaretten. Ich stelle das Geschirr auf die Anrichte, bücke mich und krame das abgegriffene Päckchen hervor. Langsam und sorgfältig zähle ich nach wieviele noch enthalten sind, zähle noch einmal und als die Zahl gleich bleibt, lege ich die Packung wieder zurück. Wouter sagt, er raucht nicht mehr, es habe einfach irgendwann aufgehört, ungefähr zu selben Zeit, zu der auch sein Appetit abgeebbt war und er von allem nur noch die Hälfte schaffte. „Es liegt am Alter.“ sagt Wouter, aber ich denke nicht, dass es das ist und zähle immernoch jeden Tag nach, um festzustellen, ob er wieder angefangen hat. Jeden Tag rechne ich damit, dass eine fehlt und nie fehlt sie. Ich richte mich auf, fege ein paar Krümel von der Anrichte, das Geschirr noch immer ungespült, die Reste in den Tassen hinterlassen Ränder, aber ich kann mich nicht dazu bewegen Wasser ins Spülbecken zu lassen, meinen Aufgaben nachzugehen. Stattdessen gehe ich mit kleinen Schritten zum Küchentisch und setze mich auf meinen, auf Maries Stuhl.

In der Nacht habe ich von Wouter geträumt. Wir waren auf dem Weg zum

Friedhof, um Marie Blumen zu bringen. Es war sehr warm, schon fast Sommer, und wir liefen auf den Wald zu, der Feldweg hart unter unseren Füßen. Wie eine Naht teilte und verband er die Felder miteinander, links Raps, rechts Roggen. Die Juniwärme, noch nicht zu heiß, aber schon mit all dem Flirren und Duft des Sommers durchsetzt, der Wald vor uns, dessen Laubbäume mir sehr dicht und sehr groß vorkamen. Am Himmel zogen mit pfeifenden Rufen Mauersegler vorbei, Unmengen davon und neben mir ging Wouter asymmetrisch, mit kaum merklich stärker nach links als nach rechts pendelndem Oberkörper. Ihm taten die Füße weh, aber wohl von allem Gehen zusammengenommen. In ein paar Wochen würde die Hitze alle Farben in einer großen Welle auswaschen und während alles blasser würde, müsste ich zum Ausgleich Farbe annehmen. Hinter uns regneten große Gewitterwolken ab über der Stadt. Es roch so intensiv nach Raps und Schafgarbe, dass ich Kopfschmerzen bekam, aber ich wusste, dass es das ist es, was mir in der Stadt fehlte, eine Luft, die etwas enthielt, etwas anderes als Abgase und Ozon.

Ein lautes Tschilpen aus der Kastanie reißt mich aus meinen Tagträumen. Draußen vor dem Küchenfenster sitzt der Sperling noch immer auf seinem Ast, schaut sich um, wieder mit dem Rucken des Kopfes, als würde er auf etwas warten. Das Stückchen Himmel über dem Hof ist völlig leer. Etwas anämisches Sonnenlicht haftet an den Häuserwänden gegenüber und trotzdem ist es mir auf einmal zu hell. Kurz stehe ich auf, schließe mit einem Ruck die Vorhänge vor den Fenstern, lasse mich zurück auf den Stuhl fallen. Aber warum nicht auch die Vorhänge in den anderen Zimmern schließen? Beim Aufstehen drücke ich mich mit beiden Händen mühsam vom Tisch ab, schiebe mich umständlich zwischen den Möbeln hindurch zur Tür und als ich den Flur entlanggehe, schlurfen meine Füße unwillkürlich über die Holzdielen. Vor Wouters Zimmer bleibe ich einen kurzen Moment stehen, um ihn zu betrachten. Ganz still liegt er

da, wie ein grauhaariges Kind, die Hände flach auf der Bettdecke, als hätte er sie säuberlich glattgestrichen, eine Strähne seines Haares über der Stirn. Wie hell das Zimmer plötzlich wirkt, selbst mit den mittlerweile bräunlich angelaufenen Tapeten. Es ist still in der ganzen Wohnung, nicht nur in Wouters Zimmer, auch in jenen zur Straße hin, dem Wohn-, dem Arbeitszimmer, die wir nie benutzen. Staub- und dämmerlichtgefüllte Räume mit einer Geschichte für sich. Sie haben nichts mehr mit Wouter, nichts mit mir zu tun. Ich überlege, ob ich noch einmal hineingehen soll in Wouters Zimmer, etwas mitnehmen, saubermachen, weglegen. Aber da ist nichts, nur Wouter in seinem Bett und sehr viel Helligkeit. Kurz lege ich eine Hand an den Türrahmen, zögere einen Moment. Dann drücke ich mit der anderen die Tür zu Wouters Zimmer ins Schloss.